

TOMKE KÖNIG

Gattinnen Die Frauen der Elite

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT



Tomke König
Gattinnen

Tomke König, geb. Böhnisch, Prof. Dr. phil., geb. 1966, Professorin für Geschlechtersoziologie an der Fakultät für Soziologie und Leiterin des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Arbeitsteilung, Familien, Eliten.

Tomke König

Gattinnen – Die Frauen der Elite

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

E-Book der 2. überarbeiteten und erweiterten Auflage, Münster 2017

© 1990 Verlag Westfälisches Dampfboot

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lütke Fahle Seifert AGD, Münster

ISBN 978-3-89691-001-1

Inhalt

Vorwort zur zweiten Auflage	7
Einleitung	15
Theoretische Annahmen zur Herstellung von sozialer Ungleichheit	19
Die „Geschlechtsblindheit“ von Sozialstrukturanalysen	20
Soziokulturelle Ressourcen	26
Soziale Milieus und individuelle Selbstverständnisse	32
a) Die Erzeugung von Klassen in sozialer Praxis	36
b) Die Funktion von Bewußtseinsinhalten	38
c) Klassenpolitiken	44
Einige Bemerkungen zum Vorgehen	50
Die Kontaktaufnahme oder über die Schwierigkeit, „nach oben“ zu forschen	50
Die Frauen	57
Der Gesprächsverlauf	60
Die Auswertung der Interviews	61
a) Wissensformen	61
b) Übertragungsverhältnisse	66
Gesellschaftsordnungen und Lebensweisen	71
Leistung als Legitimation von Privilegien	72
a) Das Ethos der Nützlichkeit	72
b) Ehrenamtliche Arbeit	89
Natürliche Überlegenheit	104
a) Das Ethos der Expressivität	104

b) Geselligkeitstechniken	119
Resümee: Selbstverständnisse, hergestellte Zugehörigkeiten und Ausschlußmechanismen	134
Frau und Angehörige einer gesellschaftlichen Elite sein	141
Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung	147
a) Pflege sozialer Beziehungen	147
b) Bildungsfunktion und die Sorge um das Milieu	162
Exkurs: Die Aneignung von Selbstbewußtsein	166
c) Eine außer Kontrolle geratene Situation	170
Der instrumentelle Charakter ehelicher Beziehungen	179
a) Austausch von Funktionen	181
b) Das Gefühl, ausgenutzt zu werden	189
... weil unter Umständen auch zählt, was kein Geld einbringt	202
a) Verausgabung von Zeit	206
b) Freiheit vom Sachzwang	210
c) Gattinnen und Karrierefrauen	215
Grenzen der Dazugehörigkeit	223
a) Umwandlung einer illegitimen in eine legitime Beziehungsform	223
b) Eine „schlecht geschiedene“ Frau	228
Resümee: Die Bedeutung des sozialen und kulturellen Kontextes für die Identität als Frau	243
Schluß: Frauen in ihrer Funktion als Markgräfin	246
Managerinnen eines hohen sozialen Milieus	250
Die Identität als weiblicher Teil einer gesellschaftlichen Elite	254
Die hegemoniale Konzeption des Geschlechterverhältnisses	258
Anhang: Verzeichnis der interviewten Frauen	262
Literatur	264

Vorwort zur zweiten Auflage

Die zweite Auflage der „Gattinnen“ erscheint 18 Jahre nach der Erstauflage in unveränderter Form. Da es sich um eine empirische Studie handelt, wirft dies Fragen bezüglich der Aktualität auf: Ist die Familie mit dem Topmanager als Alleinernährer und einer nicht berufstätigen Ehefrau, die sich um die Kinder und die Pflege eines „gesellschaftlichen Hauses“ kümmert, nach wie vor die dominante Lebensweise der Wirtschaftselite? Müssen sich die Vorstellungen dieser Frauen und Männer von ihrer geschlechtlichen Existenzweise in einer so langen Zeitspanne nicht unweigerlich verändert haben? Und sind die Denkmuster und Handlungsweisen dieser Frauen und Männer als Angehörige einer gesellschaftlichen Elite von der Entwicklung der Ökonomie und den großen Finanzkrisen unberührt geblieben? Ich möchte das Vorwort zur zweiten Auflage für die Beantwortung dieser Fragen nutzen und dabei auch beschreiben, wie sich der Blick von Wissenschaftler_innen auf die Geschlechterverhältnisse in den Eliten über die Jahre verändert hat und welche Forschungsdesiderate bestehen.¹

Wirtschaftseliten gelten in der Geschlechterforschung nach wie vor als Bastion der Geschlechtersegregation. Eine Vielzahl von Studien zeigt, dass Frauen in der Industrie und Finanzwirtschaft immer noch eingeschränkte Partizipationsmöglichkeiten an betrieblichen Führungspositionen haben (vgl. anstelle von vielen Hartmann 2013, Hess Kottmann 2013, Holst/Busch/Kröger 2012). Eine Veränderung vollzieht sich nur sehr langsam und anscheinend nicht ohne entsprechenden politischen Druck. Denn während der Frauenanteil bereits wenige Monate nach Einführung der gesetzlichen Quote für Aufsichtsratsposten (30 Prozent für neu zu besetzende Posten in börsennotierten und voll mitbestimmten Unternehmen) in 18 von 30 Dax-Unternehmen auf mindestens 30 Prozent angestiegen ist, bleiben die Vorstände in den Händen der Männer (vgl. DIW Managerinnen-Barometer 2016). Auf dieser höchsten Entscheidungsebene der Unternehmen liegt der Anteil der Frauen bei unter einem Zehntel. Ein Blick auf die Homepages der aktuellen DAX-30 zeigt, dass sich in 12 dieser Unternehmen nur Männer im Vorstand befinden (adidas, Beiersdorf, E.On, Fresenius, Heidel-

1 Viele der hier vorgestellten Ideen sind im Rahmen der Antragstellung eines Forschungsprojektes „Women and men in power positions. An empirical analysis of power and gender in economy and politics“ gemeinsam mit Katharina Hajek, Andrea Maihofer, Birgit Sauer und Stefanie Schälin entwickelt worden und zum Teil auch schon in meinen Artikel „Eliten“ im „Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung“ (Kortendiek/Riegraf/Sabisch im Erscheinen) eingeflossen.

bergCement, Infineon, Linde, Merck, RWE, SAP, ThyssenKrupp, Vonovia) und es in den anderen Unternehmen maximal zwei Frauen sind.

Die Persistenz der Geschlechterverhältnisse in den Wirtschaftseliten lässt sich auch an der geschlechtlichen Arbeitsteilung festmachen – einem der zentralen Eckpfeiler der Geschlechterordnung bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften. Nach wie vor ist die überwiegende Zahl der Topmanager mit einer nicht berufstätigen Frau verheiratet und hat mehrere Kinder. Diese Geschlechterarrangements sind nicht nur typisch für Wirtschaftseliten, sondern auch zu einem hohen Maß selbstverständlich. So erwähnen die von Renate Liebold (2001) befragten Manager den beruflichen Ausstieg ihrer Partnerinnen in ihren biographischen Erzählungen nicht einmal. Nur auf explizites Nachfragen beschreiben diese Männer, wie es zur klassischen Arbeitsteilung im Paar kam. Auch wenn einige Soziologen von einem veränderten Selbstverständnis von Topmanager sprechen, die in globalen Märkten operieren und deren „gesteigerter Egozentrismus“, „relativierte Loyalitäten“ und „sinkendes Verantwortungsgefühl für andere“ (Connell 1998, 100) sich nicht nur auf das jeweilige Unternehmen, sondern auch auf das private Umfeld zu beziehen scheint (vgl. Connell 2008, Connell/Wood 2005, Honegger et al. 2010, Kanter 2000), so bleibt der allein lebende Single unter Vorständen der DAX-Unternehmen doch eher die Ausnahme. Eine Pluralisierung der Geschlechterarrangements von Eliten findet sich bislang vor allem im Leben von Topmanagerinnen, da ihre Partner häufig auch beruflich Karriere machen und sie deutlich seltener bzw. weniger Kinder haben als ihre Kollegen (vgl. Alemann 2007, Liebig/Sansonetti 2004). Folgen wir den öffentlich zugänglichen Auskünften über Vorstände und Aufsichtsräte in den Wirtschaftseliten, so existiert Homosexualität nicht.

Bemerkenswert ist, dass der Zusammenhang von Arbeits- und Lebensweisen in der Elitenforschung nach wie vor nur mit wenigen Ausnahmen (vgl. Mäder/Aratnam/Schilliger 2010) thematisiert wird und in der Geschlechterforschung nur dann, wenn es um die strukturellen Barrieren geht, die Frauen eine berufliche Karriere erschweren. Gezeigt wird in zahlreichen Studien, dass die Anforderungen, die an Führungspositionen in der Wirtschaft gestellt werden, immer noch am Bild des männlichen Topmanagers orientiert sind, der seinen Beruf als Lebensform begreift und zeitlich vor allem deshalb unbegrenzt verfügbar sowie räumlich äußerst mobil ist, weil eine Frau und zahlreiche Dienstler_innen ihm den Rücken frei halten (vgl. Nickel 2008, Vianello/Moore 2000). Kanter hat diesen Zusammenhang vor vielen Jahren bereits als „total dedication“ (vgl. Kanter 1993) bezeichnet, aktuell spricht Erfurt Sandhu (2014) von „organisationaler Hyperinklusion“. Die Organisation würde „in fast alle Lebenssphären

hineinreichen“, „Kollegen werden zu Freunden, mit denen Interessen und Freizeit geteilt werden, die Organisation setzt bestimmte Beziehungsmodelle voraus, bei denen meist Lebenspartnerinnen und Kinder zeitlich flexibel und mobil den Organisationsanforderungen unterstellt sind“ (ebd. S. 178). Das wird auch in den von mir geführten Interviews deutlich.

Darüber hinaus erfüllt die geschlechtliche Arbeitsteilung eine weitere wichtige Funktion, die in der soziologischen Elitenforschung sowie in der Geschlechterforschung ausgeblendet bleibt. Die nicht berufstätigen Frauen ermöglichen den Männern nicht nur das exzessive Arbeiten (vgl. Blair Loy 2003, Jacobs/Gerson 2004), sondern übernehmen vor allem auch die Alltagspraktiken, die eine großbürgerliche Lebensweise ausmachen. Angefangen bei einer milieuspezifischen Erziehung der Kinder, über die Pflege der Hochkultur und ehrenamtliche Tätigkeiten, bis hin zur Organisation von Einladungen und Führung eines „gesellschaftlichen Hauses“. Die Karriere der Männer und das von ihnen verdiente Geld ist zwar eine notwendige Voraussetzung für hohe soziale Positionen – so zeige ich dies in den *Gattinnen* –, aber nicht hinreichend, um ‘Elite’ zu sein (vgl. Demirović 2003). Die alltäglichen Praxen der Gattinnen sind für das Prestige, die Distinktion und schließlich auch für die innere Kohärenz der Eliten von großer Bedeutung.

Wenn sich nun Mannsein und Frausein in den Eliten verändert sowie eine Pluralisierung der Geschlechterarrangements stattfindet bzw. es auch in diesen Kreisen zunehmend mehr Doppelkarrierepaare gibt, stellt sich die Frage, welche Aufgaben der Gattinnen sich auslagern lassen und wo die Grenzen der Kommodifizierung im Rahmen großbürgerlicher Lebensweisen liegen. Untersucht werden muss auch, welche Bedeutung diese Entwicklung für die innere Kohärenz der Wirtschaftselite hat. Wenn sich die Ehefrauen nicht länger um die Pflege großbürgerlicher Lebensweisen und Praxen kümmern, wie und wo entsteht dann das Zusammengehörigkeitsgefühl von Wirtschaftseliten?

In eine andere, aber ebenso interessante Richtung weisen Interviews mit Topmanagern, die einen „persönlichen Leidensdruck“ thematisieren, „der aus der einseitigen Entgrenzung von Arbeit beziehungsweise dem grenzenlosen Verfügbarkeitsanspruch des Unternehmens resultiert“ (Nickel 2009, 261; auch Honegger et al. 2010). Nickel, die seit Anfang der 1990er Jahre im Rahmen von Betriebsfallstudien männliche Führungskräfte befragt hat, stellt insgesamt eine neue Bereitschaft der befragten Männer fest, offen über sich, ihre (unerfüllten) Wünsche und Gefühle zu sprechen (vgl. Nickel 2009, 261). Interessant wäre zu erfahren, ob sich das Leiden an der Entgrenzung von Arbeit auch auf das Bedürfnis bezieht, mehr Zeit mit Partner_innen und Kindern verbringen zu wollen.

Dieser Zusammenhang hat sich in meiner Untersuchung zu aktuellen familialen Geschlechterarrangements in anderen sozialen Milieus gezeigt (vgl. König 2012). Wenn Topmanager tatsächlich mehr in die familiäre Sorge-Arbeit involviert wären, hätte das insofern Auswirkungen auf ihr berufliches Handeln, als dass sie dem Unternehmen nicht mehr unbegrenzt zur Verfügung stehen würden. Auch hier besteht Forschungsbedarf. So müsste untersucht werden, ob ein Topmanager, der „nur“ bis 17h in der Firma sein kann, weil er danach seine Kinder aus der Schule abholen muss und vielleicht auch möchte, als ebenso „leistungsstark“ und „verantwortungsvoll“ wahrgenommen wird wie seine Arbeitskollegen, die der Firma unbegrenzt zur Verfügung stehen. Und es müsste auch erforscht werden, wie sich das Selbstverhältnis dieser Männer gestaltet bzw. ob sie sich selbst als Teil einer Machtelite verstehen und entsprechend fühlen und handeln.

Auch wenn bislang wenige Frauen in hohe Positionen der Privatwirtschaft aufsteigen, so gelangt über diese „weibliche Elite“ ein neues Verständnis vom Leben *als Frau* in diese gesellschaftlichen Kreise. Das wird besonders an den Topmanagerinnen deutlich, die sich stark am Ideal hegemonialer Männlichkeit orientieren (vgl. Aulenbacher/Meuser/Riegraf 2013, Gruhlich 2013, Sauer 2010). In den von mir geführten Interviews gab es bereits Hinweise, dass diese neuen Selbstverständnisse von Frauen in den Wirtschaftseliten für die Position und das Ansehen der Gattinnen problematisch sind. Einige Interviewte erwähnten öffentliche Diskurse über beruflich erfolgreiche Frauen sowie konkrete Gespräche mit ihren Ehemännern über Kolleginnen im Topmanagement, in denen sie sich abgewertet fühlen. Wenn die Arbeit und der Erfolg von Topmanagerinnen zum Maßstab der Anerkennung gemacht wird, so die Befürchtung, dann verlieren die Tätigkeiten als Ehefrau/Mutter/Hausfrau an Prestige und sie selbst ihre Funktion. Heikel ist das vor allem für die Frauen, die nicht qua Herkunft zur Wirtschaftseliten gehören und für die die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung die Voraussetzung ihres gesellschaftlichen Aufstiegs ist. Das ist ein zentrales Ergebnis meiner Studie.

Zukünftig wird genauer zu untersuchen sein, wie sich die verschiedenen Vorstellungen von Weiblichkeit und die Praxen dieser beiden Frauengruppen zueinander verhalten. Das ist vor allem auch deshalb von Interesse, weil sowohl Karrierefrauen als auch Ehefrauen als Teil einer gesellschaftlichen Elite an der Um- und Ausarbeitung von Normen beteiligt sind, die geschlechtliche Existenzweisen regulieren (vgl. Habermas 2000, Maihofer 1995). Frauen werden in dieser Perspektive nicht nur als Unterdrückte und Opfer untersucht, so wie es in weiten Teilen der Geschlechterforschung noch üblich ist, sondern es wird ihre aktive Beteiligung an der Herstellung, Reproduktion und Veränderung

der hegemonialen Geschlechterordnung thematisiert (zur Kritik am bipolaren Herrschaftskonzepts des 'männlichen Täters' und des 'weiblichen Opfers' vgl. Sauer 2012, Thürmer-Rohr 2010, Jäger/König/Maihofer 2012).

In meiner Studie habe ich anhand des empirischen Materials beschrieben, wie Frauen in ihrer Funktion als Gattinnen die binär-hierarchische heterosexuelle Geschlechterordnung sowie die Unterschiede zwischen Frauen unterschiedlicher sozialer Schichten reproduzieren, allerdings noch ohne diese Praxen auf einen Begriff zu bringen. Hierfür bietet sich der von Connell eingeführte Begriff der *emphasized femininity* an (vgl. auch Schippers 2007). Sie bezeichnet damit Praxen von Frauen, die die hegemoniale Männlichkeit stützen sowie legitimieren. Allerdings wird in diesem Konzept die untergeordnete Position von Frauen vorausgesetzt und deshalb die Existenz hegemonialer Weiblichkeit ausgeschlossen. Dagegen betont Maihofer (1995) mit dem Begriff der *hegemonialen Weiblichkeit*, dass bürgerliche Frauen als Teil einer herrschenden Gruppe aktiv ihre Interessen, Vorstellungen und Praxen von Weiblichkeit(en) ausarbeiten und dadurch zugleich gesellschaftlich vorherrschende geschlechtliche Existenzweisen (re-)produzieren. Hegemoniale Weiblichkeit wird also nicht daran festgemacht, ob sich die Mehrheit der Frauen einer Gesellschaft in ihren Praxen daran orientiert. Diese quantifizierende Betrachtungsweise tritt hinter die Frage zurück, ob Frauen in Machtpositionen die von ihnen gelebte Form der Weiblichkeit zur Norm erheben. Auch andere Wissenschaftler_innen verwenden das Konzept der hegemonialen Weiblichkeit, um den privilegierten Status bestimmter Frauen sowie eine Hierarchisierung unter Frauen zu thematisieren. Inhaltlich zeichnen sich diese strukturellen Privilegierungen durch 'Weissein' und Heterosexualität (z.B. Dietze 2009, Maihofer 2002, McClintock 1995, Rommelspacher 2009), eine 'westliche' Schönheitsnorm (vgl. Deliovsky 2008) sowie einen bestimmten Habitus als 'bürgerliche' Frau aus (vgl. Schippers 2007).

Im deutschsprachigen Raum wird die Existenz hegemonialer Weiblichkeit erst vermehrt diskutiert und untersucht seit Frauen der Aufstieg in Spitzenpositionen von Wirtschaft und Politik gelingt. Die Bundeskanzlerschaft von Angela Merkel war hier ein zentraler Auslöser (vgl. Hippmann 2014, Sauer 2010, Scholz 2010). Dieser Fokus auf Karrierefrauen erscheint mir aber zu kurz gegriffen, um Prozesse beschreiben zu können, in denen (neue) hegemoniale Geschlechternormen durch Eliten um- und ausgearbeitet werden. Hierfür müssen zukünftig weiter die vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Vorstellungen und Praxen von Frauen und Männern der Eliten erforscht werden – und zwar im beruflichen Umfeld und im Privaten sowie im Zusammenspiel beider Bereiche. Dabei bleibt es schließlich auch Aufgabe einer feministischen Wissenschaft, die eigene

Position im gesellschaftlichen Gefüge zu reflektieren (vgl. Dackweiler 2007). Als Professorin gehöre ich mittlerweile selbst einer Elite an und merke, wie schwierig es ist, in dieser Position – die aus der Perspektive der Gleichstellung sicherlich als Erfolg zu verbuchen ist – die Logiken des Feldes nicht als selbstverständlich gegeben anzuerkennen, sondern immer wieder aufs Neue kritisch zu hinterfragen und so Möglichkeiten der Veränderung auszuloten.

Literatur

- Alemann, Annette von 2007: Unterrepräsentanz ohne Ende? Geschlechterungleichheit bei Führungseliten der deutschen Wirtschaft. In: WSI Mitteilungen 9, S. 487-493
- Aulenbacher, Brigitte; Meuser, Michael; Riegraf, Birgit 2013: Hegemonie und Subversion. Zur Pluralisierung hegemonialer Verhältnisse im Verhältnis von Öffentlichkeiten und Privatheit. In: Geschlechterverhältnisse und neue Öffentlichkeiten. Feministische Perspektiven. Hrsg. von Birgit Riegraf u.a. Münster. S. 18-36
- Blair Loy, Mary 2003: *Competing Devotions: Career and Family among Women Executives*. Cambridge, MA
- Connell, Robert W. 1998: Männer in der Welt. Männlichkeit und Globalisierung. In: *Widersprüche* 67, S. 91-105
- Connell, Raewyn 2008: The Rise of the Global-Private: Power, Masculinities and the Neoliberal World Order. In: *Das Private neu denken: Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen*. Hrsg. von Karin Jurczyk und Mechtild Oechsle. Münster. S. 315-330
- Connell, Raewyn/Wood, Julian (2005): Globalization and Business Masculinities. In: *Men and Masculinities* 7 (4). S. 347-364
- Dackweiler, Regina-Maria (Hrsg.) 2007: *Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten*. Münster.
- Deliovsky, Kathy 2008: Normative White Femininity: Race, Gender and the Politics of Beauty. In: *Atlantis. Critical Studies in Gender, Culture & Social Justice* 33 (1), S. 49-59
- Demirović, Alex 2003: 'Eliten' – einige Vorbehalte aus der Perspektive kritischer Gesellschaftstheorie. In: *Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen*. Hrsg. von Stefan Hradil und Peter Imbusch. Opladen. S. 123-132
- Dietze, Gabriele 2009: Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung. In: *Kritik des Okzidentalismus*. Hrsg. von Gabriele Dietze; Claudia Brunner; Edith Wenzel. Bielefeld. S. 23-54
- DIW Managerinnen-Barometer 2016, abgerufen am 9.1.2017 unter: https://www.diw.de/de/diw_01.c.100319.de/presse/pressemitteilungen/pressemitteilungen.html?id=diw_01.c.524115.de
- Erfurt Sandhu, Philine 2014: „Er muss diesen Beruf gerne machen, mit Leib und Seele.“ Hyperinklusion als Erfolgskriterium für oberste Führungskräfte in einem interna-

- tionalen Beratungsunternehmen. Leviathan, Sonderband 29, Hrsg. von Denis Hänni u.a., S. 176-193
- Grulich, Julia 2013: Weibliche Topführungskräfte in der Wirtschaft: Stellen diese Weiblichkeiten die hegemoniale Geschlechterordnung in Frage? In: GENDER 5 (2), S. 63-77
- Habermas, Rebekka 2000: Frauen und Männer des Bürgertums. Göttingen
- Hartmann, Michael 2013: Soziale Ungleichheit – Kein Thema für Eliten? Frankfurt/M.; New York
- Hess Kottmann, Silvia 2013: Die Selbsterfindung erfolgreicher Führungsfrauen. Frankfurt/M.
- Hippmann, Cornelia 2014: Ostdeutsche Frauen in der Politik. Eine qualitative Analyse. Opladen
- Holst, Elke; Busch, Anne; Kröger, Lea 2012: Führungskräfte-Monitor 2012. Update 2001-2010. Berlin
- Honegger, Claudia; Neckel, Sighard; Magnin, Chantal (Hrsg.) 2010: Strukturierte Verantwortungslosigkeit: Berichte aus der Bankenwelt. Frankfurt/M.
- Jacobs, Jerry R. und Gerson, Kathleen 2004: The Time Divide: Work, Family, and Gender Inequality. Cambridge, MA
- Jäger, Ulle; König, Tomke; Maihofer, Andrea 2012: Pierre Bourdieu: Die Theorie männlicher Herrschaft als Schlussstein seiner Gesellschaftstheorie. In: Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung. Einladung zum Dialog. Hrsg. von Heike Kahlert und Christine Weinbach. Wiesbaden. S. 15-36
- Kanter, Rosabeth Moss 1993: Men and Women of the Corporation. New York
- Dies. 2000: Global denken – lokal handeln – Weltklasse erreichen. Wegweisende Konzepte für Entscheidungsträger in Wirtschaft und Politik. Wien
- König, Tomke 2012: Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz
- Dies. (im Erscheinen): Eliten. In: Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung. Hrsg. von Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch. Wiesbaden
- Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit; Sabisch, Katja (im Erscheinen): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden
- Liebig, Brigitte and Sansonetti, Silvia 2004: Careers Paths. In: Women and Men in Political and Business Elites. A Comparative Study in the Industrialized World. Ed. Mino Vianello and Gwen Moore. London. S. 49-82
- Liebold, Renate 2001: „Meine Frau managt das ganze Leben zu Hause ...“ Partnerschaft und Familie aus der Sicht männlicher Führungskräfte. Wiesbaden
- McClintock, Anne 1995: Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest. New York; London
- Mäder, Ueli; Aratnam, Ganga Jey; Schilliger, Sarah 2010: Wie Reiche denken und lenken. Reichtum in der Schweiz: Geschichte, Fakten, Gespräche. Zürich
- Maihofer, Andrea 1995: Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt/M.

- Dies. 2002: Hegemoniale Selbstaffirmierung und Veränderung. In: Diesseits der imperialen Geschlechterordnung. (Post)koloniale Reflexionen über den Westen. Hrsg. von Karin Hostettler und Sophie Vögele. Bielefeld. S. 305-318
- Nickel, Hildegard Maria 2008: Führung und Macht in Unternehmen. Berlin; Heidelberg
- Dies. 2009: Arbeit und Genderregime in der Transformation. In: Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Hrsg. von Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer. Münster. S. 249-267
- Rommelspacher, Birgit 2009: Hegemoniale Weiblichkeiten. In: Spielregeln der Gewalt. Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Friedens- und Geschlechterforschung. Hrsg. von Utta Isop u.a. Bielefeld. S. 171-184
- Sauer, Birgit 2010: Krise des Neoliberalismus – Krise hegemonialer Männlichkeit? Anmerkungen zum Text von Michael Meuser. In: Erwägen Wissen Ethik 21 (3), S. 389-392
- Dies. 2012: Die hypnotische Macht der Herrschaft – Feministische Perspektiven. In: Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Theorien und Konzeptionen. Hrsg. von Peter Imbusch. Wiesbaden. S. 379-398
- Schippers, Mimi 2007: Recovering the Feminine Other: Masculinity, Femininity and Gender Hegemony. In: Theory and Society 36 (1), S. 85-102
- Scholz, Sylka 2010: Hegemoniale Weiblichkeit? Hegemoniale Weiblichkeit! In: Erwägen Wissen Ethik 21 (3), S. 396-398
- Thürmer-Rohr, Christa 2010: Mittäterschaft von Frauen: Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung. In: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Hrsg. von Ruth Becker und Beate Kortendiek. Wiesbaden. S. 88-93
- Vianello, Mino and Moore, Gwenn 2000: Gendering Elites: Economic and Political Leadership in 27 Industrialized Societies. Basingstoke

Einleitung

Der Titel meiner Arbeit wird die eine Leserin und den anderen Leser irritieren. Warum werden Frauen als Gattinnen bezeichnet? Ist das nicht eine sehr altergebrachte Bezeichnung? Frauen, so läßt sich einwenden, werden mit dieser Bezeichnung auf eine soziale Position reduziert, die sie als Ehefrau eines Mannes innehaben.

Diesen Bedenken lassen sich zunächst empirische Evidenzen entgegenhalten: Die soziale Position der in meiner Arbeit untersuchten Frauen ist zum Zeitpunkt der Interviews über die Berufsposition ihrer Ehemänner bestimmbar. Die Frauen haben zwar alle einen Beruf erlernt oder ein Studium abgeschlossen und waren eine Zeitlang erwerbstätig. Aber spätestens seit der Geburt ihres ersten Kindes üben sie diese Berufe nicht mehr aus und sind für die reproduktiven Arbeiten im Haushalt zuständig. Mit Ausnahme einer Frau, die sich vor einigen Jahren von ihrem Mann scheiden ließ und seitdem als Germanistin in einem Forschungsinstitut arbeitet, sind die Frauen nicht mehr in ihre Berufe zurückgekehrt, als die Kinder das Haus verlassen haben. Nicht nur die von mir interviewten Frauen haben sich auf diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung eingelassen, sie scheint vielmehr typisch für hohe Wirtschaftskreise zu sein. Einer Untersuchung von Scheuch/Scheuch zufolge sind 96 Prozent aller Topmanager verheiratet und nur 22 Prozent ihrer Frauen gehen einem Beruf nach (vgl. Scheuch/Scheuch 1995). Darüber hinaus hätten die Frauen aufgrund der von ihnen erlernten Berufe niedrigere soziale Positionen inne als aufgrund ihrer Ehe mit einem Topmanager (sie sind Sekretärin, Restaurateurin, Grundschullehrerin, Journalistin, Diplompädagogin, haben eine technische Ausbildung gemacht oder Musik studiert). Zugleich zeichnet sich die gehobene Managementtätigkeit durch Homosozialität aus. Trotz rechtlicher Gleichstellung auf dem Arbeitsmarkt gelingt es gerade im Bereich der Wirtschaft noch immer nur wenigen Frauen, in leitende Positionen aufzusteigen.¹

1 Vgl. zum Beispiel Nerger/Stahmann (1991), Koch (1994) oder Frerichs/Steinrück (1993). Diesen Untersuchungen zufolge steigen Frauen eher über Heirat auf als über eine Berufslaufbahn. Auch Frauen, die aus alteingewachsenen Familien kommen,

Es mag sein, daß die soziale Position der in meiner Arbeit untersuchten Frauen über die berufliche Position ihrer Ehemänner bestimmbar ist und die Frauen aus ihrer Ehe mit einem Mann, der viel Geld verdient und eine einflußreiche Position innehat, Nutzen ziehen. Als Ehefrauen haben sie Zutritt zur „Guten Gesellschaft“ und genießen dort Anerkennung. Aber umgekehrt ist es auch für die soziale Position eines Topmanagers alles andere als beliebig, ob er mit einer nicht berufstätigen Frau verheiratet ist oder nicht. Ein unverheirateter Topmanager könnte vielleicht seinen Haushalt von einer angestellten Person führen lassen und sich professionelle Zuwendung von Frauen kaufen. Aber um ein anerkanntes Mitglied hoher gesellschaftlicher Kreise zu sein und die mit der Position eines Managers verbundenen repräsentativen Aufgaben wahrnehmen zu können, genügt es nicht, viel Geld zu besitzen. Um den Status eines manageriellen Haushalts zu erhalten, so die hier vertretene These, ist vielmehr eine bestimmte Lebensweise unerlässlich, an deren Herstellung die nicht berufstätigen Ehefrauen maßgeblich beteiligt sind. Die Frauen leisten eine für den Erhalt der sozialen Position wichtige Status-Arbeit, für die das Geld, das die Männer verdienen, nur Voraussetzung ist.

Die Bezeichnung von Frauen als *Gattinnen* versucht diese gegenseitigen Funktionen, die zentraler Gegenstand meiner Arbeit sind, zu fassen. Im Unterschied zu dem Terminus *Ehefrauen von Topmanagern* wird mit dem Begriff Gattin nicht auf ein besitzanzeigendes Verhältnis abgehoben, sondern die Bedeutung in den Vordergrund gestellt, die eine spezifische eheliche Beziehung für den Erhalt einer sozialen Position hat. Daß im alltagsweltlichen Gebrauch mit diesem Begriff vor allem Frauen bezeichnet werden, die mit Männern verheiratet sind, die hohe soziale Positionen innehaben, spiegelt diesen Sachverhalt wider.

Damit möchte ich nicht sagen, daß Topmanager in jeder Hinsicht bei der Herstellung ihres soziokulturellen Milieus auf ihre nicht berufstätigen Ehefrauen angewiesen sind. Ganz im Gegenteil lassen sich Bereiche und Beziehungspraxen nennen, mit denen die Frauen nichts weiter zu tun haben oder von denen sie sogar ausgeschlossen werden. Man denke etwa an das nicht unbedeutende Mittagessen der Manager im Club. Es ist davon auszugehen, daß sich diese Praxen der Männer stark von denen der Frauen unterscheiden. Denn während die Praxen der Männer mit dem Arbeitsalltag verwoben sind, sind die Praxen der Frauen von der spezifischen Institution des Haushalts geprägt. Es wäre sinnvoll und interessant, die Tätigkeiten der Männer zu untersuchen, anhand derer sie ihr soziokulturelles Milieu aufrechterhalten, und sie ins Verhältnis zu den von mir analysierten Praxen

können ihre soziale Position selten aufgrund einer eigenen beruflichen Karriere halten.

der Frauen zu setzen. Die vorliegende Arbeit wird die Praxen der Männer nur soweit erwähnen, wie sie von den Frauen in den Interviews thematisiert werden.

Aufgrund der beschriebenen Lebensumstände scheinen Frauen, die mit Topmanagern verheiratet sind, für WissenschaftlerInnen uninteressant zu sein. Zumindest gibt es keine deutschsprachige Untersuchung, die diese Frauen zum Gegenstand hat.² Wenn über die Topetagen der Wirtschaft geforscht wird, steht die Berufswelt im Mittelpunkt des Interesses. So werden zum Beispiel im Rahmen der Eliteforschung die sozialen Merkmale von Führungskräften aus der Wirtschaft erhoben, um zu erfahren, wie und aufgrund welcher Bedingungen Individuen in modernen komplexen Gesellschaften in machtvollen Spitzenpositionen gelangen. Es werden die politischen Einstellungen dieser Männer, ihre Funktionen und Handlungsweisen sowie die Formen ihrer Kohäsion mit anderen Eliten aus Politik, Kultur und Militär erhoben.³ Die Ehefrauen der untersuchten Männer kommen in diesen Arbeiten nur am Rande vor. Bereits in den 1970er Jahren – also zu einer Zeit, als Frauen aufgrund der Kritik von WissenschaftlerInnen zunehmend in Sozialstrukturanalysen berücksichtigt wurden – stellen Pross/Boetticher in ihrer Untersuchung leitender Angestellter (Vorstandsmitglieder, Geschäftsführer, Direktoren, Prokuristen) zwar fest, daß diesen Männern keine Zeit bleibt, Kontakte zu knüpfen und berufsunabhängige Einladungen anzunehmen. Lediglich die nicht erwerbstätigen Ehefrauen dieser Männer hätten hierfür Zeit. Doch sie ziehen aus dieser Tatsache keine weiteren Schlüsse, sondern nehmen an, daß von den Frauen „keine gesellschaftlich relevanten Einflüsse“ (Pross/Boetticher 1971, 27) ausgehen. An dieser Einschätzung scheint sich in den letzten 20 Jahren nicht viel geändert zu haben, denn in den aktuellen Elitestudien, die den Anspruch der Repräsentativität erheben, werden die familiären Beziehungen

-
- 2 In Amerika sieht das anders aus. Ostrander (1984) stellt beispielsweise in ihrer Gemeindestudie über Oberschichtfrauen heraus, daß diese Frauen nicht nur die Arbeitskraft ihrer Männer reproduzieren, sondern zum Erhalt ihrer Machtposition als Elite beitragen. Allerdings sind die Angehörigen gesellschaftlicher Eliten in der amerikanischen Öffentlichkeit auch viel präsenter. Sie leben nicht verschämt hinter hohen Hecken und in abgelegenen Wohnvierteln, sondern dominieren Großstadtzentren und demonstrieren ihren Wohlstand. Ihre Lebensweise wird, anders als in Deutschland, in Romanen (vgl. zum Beispiel Wolfe 1988) und von der Regenbogenpresse zum Gegenstand gemacht (vgl. zum Beispiel Gardner 1998).
 - 3 Rekrutierungsbedingungen wurden zum Beispiel von Bürklin/Rebenstorf (1997) oder auch Hartmann (1995) untersucht. Einstellungen und Netzwerke finden sich in einer Untersuchung von Hoffmann-Lange (1992). Vgl. aber auch Burke 1994, Ogger 1992, Girtler 1989, Bude 1987.

von Führungskräften aus der Wirtschaft gar nicht erwähnt (vgl. zum Beispiel Hoffmann-Lange 1992 sowie Bürklin/Rebenstorf 1997).⁴

Ich gehe hingegen davon aus, daß die Untersuchung dieser Frauen Aufschluß über Mechanismen und Zusammenhänge gibt, in denen sich Ungleichheitsbeziehungen und Machtstrukturen konstituieren und erhalten. Der allgemeine Gegenstand meiner Arbeit ist mithin die Sozialstruktur der gegenwärtigen Gesellschaft beziehungsweise Prozesse, in denen die Gesellschaft strukturiert wird. Die leitende Fragestellung ist, wie die Stabilität der gesellschaftlichen Ordnung einerseits und Kontinuitätsbrüche andererseits erzeugt werden? Machen widersprüchliche Vergesellschaftungsprinzipien den Zusammenhang „problematisch“ oder sind sie von konstitutiver Bedeutung für dessen Erhalt?

Diesen Fragen liegen theoretische Annahmen darüber zugrunde, anhand welcher Merkmale oder Vergesellschaftungsprinzipien soziale Ungleichheitsstrukturen untersucht werden sollen. Im folgenden Kapitel werde ich diese Annahmen erläutern. Im Anschluß daran werde ich mein empirisches Vorgehen und die Prämissen darlegen, anhand derer ich die geführten Interviews interpretiert habe (Kapitel „Einige Bemerkungen zum Vorgehen“). In den Kapiteln „Gesellschaftsordnungen und Lebensweisen“ und „Frau und Angehörige einer gesellschaftlichen Elite sein“ folgt die Analyse der Interviews. Im Kapitel „Schluß: Frauen in ihrer Funktion als Markgräfin“ werden vor dem Hintergrund der empirischen Ergebnisse allgemeine Schlußfolgerungen für die Untersuchung sozialer Ungleichheiten gezogen.

4 Vgl. auch Nerge 1993. Männliche Managementforscher interessieren sich nach Nerge nur sehr selten für die familiale Situation ihrer Beforschten.

Theoretische Annahmen zur Herstellung von sozialer Ungleichheit

Soziale Ungleichheitsstrukturen werden hauptsächlich im Rahmen von zwei Theorien untersucht. Da ist auf der einen Seite die Schichttheorie, die soziale Positionen anhand von ausgeübten Berufen bestimmt. Vertikale Strukturen der Gesellschaft werden damit begründet, daß Individuen über unterschiedliche Ressourcen verfügen. Ausbildungschancen und Einkommensunterschiede gelten als Ursachen ungleicher sozialer Ränge und Lebenslagen. Auf der anderen Seite werden soziale Ungleichheitsstrukturen im Rahmen von klassentheoretischen Annahmen untersucht. Soziale Positionen werden hier nicht anhand des Berufs oder der Höhe des Einkommens eines Individuums bestimmt. Maßgeblich für die Klassenzugehörigkeit von Individuen ist vielmehr deren Stellung im Produktionsverhältnis (vgl. Marx 1867). Der „Kritik der politischen Ökonomie“ zufolge bestimmen sich Klassen nach der Beziehung zu den Produktionsmitteln – speziell danach, ob die unmittelbaren Produzenten selbst darüber verfügen oder nicht (Eigentum ist nur eine Form der Verfügung). Das Klassen*verhältnis* von Kapital und Arbeit zeichnet den sozialstrukturellen Kern des Ungleichheitssystems aus. Das heißt, um soziale Ungleichheitsstrukturen und Herrschaftsverhältnisse zu beschreiben, wird vom Gefüge sozialer Arbeitsteilung ausgegangen. Während die Existenz von Lohnarbeitsverhältnissen die unmittelbaren Produzenten zwingt, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, können die Produktionsmittelbesitzer aufgrund der Differenz zwischen dem Wert der gekauften Arbeitskraft und dem Wert der geleisteten Arbeit Profit abschöpfen.

Ich gehe in meiner Arbeit unter Bezugnahme auf die Marxsche Theorie von der Annahme aus, daß es strukturelle Bedingungen sozialer Ungleichheit gibt. Auch wenn sich Klassen im Zuge gesellschaftlicher Umwandlungsprozesse und als Folge von bestimmten Politiken ausdifferenzieren (ich gehe weiter unten auf diese Klassenpolitiken ein, vgl. S. 44ff), besteht das Strukturierungsprinzip sozialer Ungleichheit beziehungsweise das soziale Verhältnis, in dem soziale Ungleichheit strukturell angelegt ist, fort (vgl. Thien 1998). Diese theoretische Grundannahme soll im folgenden allerdings in zweierlei Hinsicht weiterentwickelt werden.

Zum einen muß kritisiert werden, daß in der Marxschen Gesellschaftsanalyse von *einem* maßgeblichen Strukturierungsprinzip ausgegangen wird und in erster Linie Ungleichheiten beschrieben werden, die im Verhältnis von Kapital und Arbeit begründet sind. Von feministischen Theoretikerinnen, die sich reflexiv mit der marxistischen Tradition auseinandersetzen, wird hervorgehoben, daß die geschlechtsspezifische Ungleichheitsdimensionen allenfalls im Sinne einer Ableitungslogik berücksichtigt wird. Ethnische und nationalstaatliche Differenzierungen sind als weitere Ungleichheitsdimension zu nennen. Die in diesem Kapitel genauer zu beschreibenden feministischen Zugänge gehen davon aus, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im besonderen und das Geschlechterverhältnis im allgemeinen konstitutiv für Ungleichheitsbeziehungen sind. Es soll versucht werden, eine integrierte Theorie des Klassen- und Geschlechterverhältnisses als Artikulation von (kapitalistischer) Herrschaft zu entwickeln.

Zum anderen muß der Zusammenhang von Struktur und Handlung problematisiert werden. Im Mittelpunkt klassentheoretischer Untersuchungen steht die Frage nach den historischen Bedingungen der Hervorbringung und Aneignung eines gesellschaftlichen Surplus. Mit dieser Fragestellung geht tendenziell eine Ausrichtung auf ökonomische Strukturen einher, die losgelöst von der Ebene der sozialen Praxis existieren. Menschen erscheinen in derartigen Analysen lediglich als „Träger“ gesellschaftlicher Strukturkategorien. In den beiden hierauf folgenden Abschnitten möchte ich auf dieses Problem näher eingehen. Denn in meiner Untersuchung soll die Frage im Vordergrund stehen, wie sich die Klassenstruktur und Klassenpositionen in der Praxis sozialer AkteurInnen reproduzieren. Hierfür recurriere ich auf Theoretiker, die versuchen, Klassentheorie auf die eine oder andere Weise zu dynamisieren. In den Arbeiten von Bourdieu, Thompson und Althusser werden Prozesse, Mechanismen und soziale Praxen beschrieben, in denen die Ungleichheitsstruktur hergestellt, erhalten und legitimiert wird. Dynamisierung von Klassentheorie bedeutet auch, davon auszugehen, daß soziale Positionen immer wieder neu ausgehandelt werden müssen. Sie sind nicht endgültig durch die Struktur vorgegeben. Sozialstruktur soll also theoretisch als ein Prozeß der Strukturierung und der Reproduktion der Struktur begriffen werden.

Die „Geschlechtsblindheit“ von Sozialstrukturanalysen

Bereits in den 1970er Jahren warfen Wissenschaftlerinnen den Schichttheorien „Geschlechtsblindheit“ vor (vgl. Handl 1993). Die empirische Ungleichheitsforschung wurde kritisiert, weil sie vom Einkommen der Männer ausging, um

Haushalte in der Sozialstruktur zu verorten und mithin die Schichtzugehörigkeit der Frauen von der Position ihres Ehemannes ableitete. Gezeigt wurde, daß längst nicht alle Männer in der Lage sind, einen Haushalt alleine zu erhalten. Vor allem Unterschichtfrauen müssen aufgrund des niedrigen Einkommens ihrer Männer neben den von ihnen übernommenen Hausarbeiten erwerbstätig sein. Mit dem Begriff der *doppelten Vergesellschaftung* (Becker-Schmidt) wurde auf den Balanceakt hingewiesen, den diese Frauen zwischen beruflichen und häuslichen Arbeitsverpflichtungen ausüben. Darüber hinaus wurde betont, daß nicht alle Frauen Zuverdienerinnen sind und von dem Einkommen eines Mannes leben und leben wollen (vgl. neuerdings Wright 1998). Diese Tatsache ist in den Kontext der Öffnung des Bildungssystems in den 60er Jahren zu stellen. Die zentrale Forderung der Bildungsreform war, die Fähigkeiten der Individuen unabhängig von ihrer Klassenzugehörigkeit zu fördern. Daß vor allem Mittelschichtfrauen diese Chance ergriffen, um selbständig zu werden und einen interessanten Beruf auszuüben, und daß diese Frauen seither nicht mehr hinter ihre Erfahrungen im Erwerbsleben zurückfallen wollen, ist durchaus ein Widerspruch dieser Bildungspolitik. Denn die Reform war eigentlich auf die männlichen Angehörigen der unteren Schichten gerichtet. Im Sinne eines Spruches, der in bezug auf GastarbeiterInnen geprägt wurde, kann gesagt werden: Die Bildungsreform wollte (männliche) Arbeitsressourcen ausschöpfen und es blieben die Ansprüche der (Mittelschicht-)Frauen.¹

Schließlich wurde von seiten der Wissenschaftlerinnen eingewendet, Schichtmodelle würden die Dynamik von Lebensläufen nicht erfassen. Frauen, so wurde argumentiert, wechseln ihre Klassenzugehörigkeit häufig im Laufe ihres Lebens. Meulenbelt hat diese Einwände in der folgenden Frage auf den Punkt gebracht: „Zu welcher Klasse gehört die Frau eines Arztes, die selbst ausgebildete Krankenschwester ist, aber ihren Beruf bei der Heirat aufgegeben hat, wenn sie sich scheiden läßt?“ (Meulenbelt 1986, 108).

1 Vgl. Beck 1996. Er spricht von einer „Feminisierung“ der Bildungschancen und geht davon aus, daß Frauen aus den Vorgaben ihres weiblichen Ständeschicksals zunehmend freigesetzt werden, weil sie mehr Chancen haben, berufstätig zu sein. Ihnen stehen vielfältige Optionen zur Neugestaltung der Lebenslagen zur Verfügung. Allerdings erscheint dieser Prozeß bei Beck nicht als Folge von spezifischen Politiken, sondern quasi naturwüchsig. Außerdem benennt Beck die soziale Position nicht, in der die von ihm beschriebene Entwicklung besonders durchschlägt: Wenn Beck davon ausgeht, daß Frauen sich nicht mehr mit der traditionellen Arbeitsteilung in der Familie abfinden und sich deshalb die traditionelle Familienform auflöst, so verallgemeinert er die Erfahrungen, die er als männlicher Angehöriger des Bildungsbürgertums macht.

Im Anschluß an die beschriebenen Kritikpunkte wird seither von Schichttheoretikerinnen der Anteil beschrieben, den die Erwerbstätigkeit von Frauen an der Gesamtposition eines Haushalts hat. Darüber hinaus werden die schichtspezifischen Chancenstrukturen für Männer und Frauen differenziert analysiert.² Nachgewiesen wurde und wird auf diese Weise, daß Frauen nicht nur weniger Chancen haben als Männer der gleichen Schicht, sondern im Rahmen des Beschäftigungssystems häufig auf niedrigeren Positionen arbeiten als Männer und auf denselben Stellen schlechter bezahlt werden. Allerdings bilden Frauen diesen Untersuchungen zufolge keine homogene Sozialkategorie, sondern verfügen schichtspezifisch über vorteilhafte Ressourcen.

Auch die Klassentheorie wurde von Frauen in den 70er Jahren kritisiert. Marxistisch orientierte Frauenforscherinnen hatten die Erfahrung gemacht, daß die geschlechtsspezifischen Ungleichheiten und die von ihnen erfahrenen Diskriminierungen in marxistischen Ansätzen nicht bearbeitet und systematisch analysiert wurden. Der zentrale Kritikpunkt betraf die Annahme, Hausarbeit sei ein vorkapitalistisches Relikt, das vom Ausbeutungsverhältnis und der Warenform unberührt geblieben ist und (noch) nicht auf der Stufe des gesellschaftlich erreichten industriellen Niveaus der Produktionsarbeit organisiert werden konnte. Eingewendet wurde, daß die Auseinandersetzungen um die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die den Frauen primär die reproduktiven Arbeiten zuweist, zwar weit hinter die kapitalistische Produktionsweise zurück reicht, sie sich aber gerade für kapitalistische Gesellschaftsformen als nützlich erwiesen hat. Und es wurde auf eine entscheidende Differenz zu vorkapitalistischen Formen der Hausarbeit hingewiesen: Mit der historisch spezifischen Form als kapitalistische Organisation der Reproduktion der Arbeitskraft (produktive und reproduktive Arbeiten bilden keine Einheit mehr) geht die Entwertung der Hausarbeit zur „bloßen“ Reproduktion einher (vgl. Bock/Duden 1977). Mit anderen Worten: In der marxistischen Vorstellung, die familiäre Hausarbeit könne abgeschafft werden, wurde impliziert, daß die Leistungen der Frauen in Haushalt und Familie „unproduktiv“ und insofern gesellschaftlich nicht notwendig sind.

Trotz der genannten Einwände gegen die marxistische Theorie stellen diese Wissenschaftlerinnen das Kapitalverhältnis als Grundstruktur der Gesellschaft nicht in Frage. Vielmehr begreifen sie das Materialismus-Postulat als Grundlage einer theoretischen Konzeptualisierung, die die nicht über den Markt vermittelten Tätigkeiten, die Frauen im Haushalt leisten, als Bestandteil der Reproduktion

2 Im Zentrum steht die Frage, welche Variablen (Geschlecht oder Schichtzugehörigkeit) als strukturdominant angenommen werden sollen (vgl. Handl 1993).

kapitalistischer Vergesellschaftung auszuweisen vermag (vgl. Beer 1983). Das heißt, Produktion und Reproduktion werden im Rahmen dieses Ansatzes als aufeinander bezogene Bereiche begriffen, die in dieser Konstellation konstitutiv für kapitalistische Vergesellschaftung sind. Hausarbeit wird zwar nicht marktvermittelt verrichtet, aber sie ist dennoch Ausdruck einer spezifischen Subsumtion unter das Kapitalverhältnis. Und zwar insofern, als das Lohneinkommen des Ehepartners oder der Ehepartnerin die ökonomische Voraussetzung der Hausarbeit ist und sie unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen rechtlicher und infrastruktureller Art erfolgt (Familien- und Ehegesetzgebung, Abtreibungsgesetze, Koppelung der Sozialversicherung an Erwerbstätigkeit). Gesellschaftlich notwendig ist die von Frauen in Haushalt und Familie geleistete Arbeit, so die zentrale These, weil Menschen in einer kapitalistischen Gesellschaftsformation nicht nach dem sie konstituierenden Prinzip der Warenförmigkeit reproduziert werden können. Dabei geht es nicht nur um die physische Wiederherstellung der Arbeitskraft, sondern auch um die Herstellung der täglichen Bereitschaft, arbeiten zu gehen und die Sicherung der Arbeitsmoral. In der Hausarbeit sollen langfristige, emotionale Beziehungen hergestellt werden (unabhängig von Leistungen), die den „unmenschlichen“ Erfahrungen im Produktionsprozeß diametral entgegenstehen.

„Natürlich hat auch die industrielle Arbeit nicht nur instrumentellen Charakter, aber dennoch ist für die mütterliche Praxis die strukturelle Vernachlässigung nicht-instrumenteller Verhältnisse in der Produktion maßgeblich. Aus ihr ergibt sich die gesellschaftliche Notwendigkeit der Reproduktionsarbeit der Frau in der Familie“ (Kontos/Walser 1979, 58).

Aus dieser Funktion der Hausarbeit folgt, daß allenfalls physische Reproduktionsarbeiten von DienstleisterInnen übernommen werden können. Denn um ihre Arbeit verrichten zu können, sind sie darauf angewiesen, eine emotionale und soziale Fremdheit zu ihren KundInnen aufrechtzuerhalten. Nur wenige Aspekte der Hausarbeit sind demnach monetarisierbar oder können verberuflicht werden (zum Beispiel Krankenpflege).

Im Anschluß an diese Kritik werden die spezifischen Leistungen und strukturellen Probleme der Hausfrauenarbeit analysiert. Die auf diese Weise herausgearbeitete Beschaffenheit der Hausarbeit macht auf die Grenzen der bürgerlich-liberalen Tradition (der unter anderem auch die Schichttheoretikerinnen verhaftet sind) aufmerksam, die die Emanzipation der Frau an die Durchsetzung gleicher Chancen im Beruf bindet. Zu erledigen bleiben auch mit Zunahme weiblicher Erwerbstätigkeit die gesellschaftlich notwendigen Haus- und Reproduktionsarbeiten. Deshalb folgt für viele Frauen aus den zunehmenden Berufschancen

bislang nicht nur ein Wechsel in ein anderes Arbeitsfeld, sondern die oben bereits genannte *doppelte Vergesellschaftung*.

Die dargestellten Kritiken an männerzentrierten Sozialstrukturanalysen zusammenfassend kann folgendes festgehalten werden: Die Schichtposition eines Individuums ist anhand seines Einkommens bestimmbar. Aber um die Schichtposition von Haushalten zu ermitteln, reicht es nicht aus, die Lohnarbeits-Position des Mannes heranzuziehen. In vielen Haushalten kann das Lohnneinkommen der Männer eine Familie nicht ernähren. Die Ehefrauen dieser Männer müssen erwerbstätig sein, auch wenn sie lieber nur die Hausarbeit übernehmen würden.³ In anderen Haushalten (vor allem in der oberen Mittelschicht) hat sich die Einstellung der Frauen zu geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung aufgrund der gewachsenen Bildungschancen geändert: Viele Frauen wollen nicht mehr nur Hausarbeit oder zuarbeitende Tätigkeiten verrichten und haben aufgrund ihrer Ausbildungen Zugang zu (interessanten) Berufen. Die Debatte um die Hausarbeit zeigt, daß die Klassenzugehörigkeit eines Individuums zwar über die Stellung im Produktionsprozeß definiert werden kann, aber daß es nicht ausreicht, die warenförmigen Vergesellschaftungsprinzipien (marktvermittelte und ökonomische Vorgänge) zu analysieren, wenn man wissen will, wie sich die kapitalistische Produktionsweise und Klassenstruktur reproduziert. (Die Reproduktion der Produktionsmittel ist eine Bedingung der Möglichkeit, eine Produktion am Laufen zu halten. Der Lohn ist Bedingung dafür, daß sich Arbeitskräfte materiell reproduzieren können.) Die nicht warenförmigen Beziehungen und Tätigkeiten sind für den Erhalt kapitalistischer Vergesellschaftung notwendig und werden notwendig hervorgebracht.

Im Anschluß an diese theoretischen Annahmen gehe ich davon aus, daß die von nicht lohnarbeitenden Frauen übernommenen Arbeiten und Tätigkeiten von maßgeblicher Bedeutung für die Reproduktion der sozialen Position eines Haushalts sind. In der Hausarbeit wird nicht nur die physische Verfaßtheit der Familienmitglieder reproduziert, sondern auch deren Bereitschaft zu arbeiten und sich mit der eingenommenen Position zu identifizieren. Wenn ich Frauen betrachte, die keiner Lohnarbeit nachgehen müssen, weil ihre Ehemänner genügend Geld verdienen, so läßt sich besonders gut beschreiben, was für *alle* Klassen gilt: In nicht warenförmigen Beziehungen und Tätigkeiten wird die eingenommene Klassenlage reproduziert.

3 Honegger/Heintz (1984) zeigen, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung für die Unterschichten bereits am Ende des 19. Jahrhunderts unerreichbar war, weil das Einkommen der Männer nicht für den Familienunterhalt reichte.

Mit diesen theoretischen Annahmen kann an einen für die Marxsche Theorie zentralen Aspekt angeknüpft werden. Marx geht nämlich nicht davon aus, daß sich das Kapitalverhältnis widerspruchs- und widerstandsfrei durchsetzt. Für die von ihm beschriebenen gesellschaftlichen Prozesse sind vielmehr die „entgegenwirkenden Ursachen“ von Bedeutung (vgl. Marx 1852). Der Begriff der Dialektik bezeichnet gesellschaftliche Funktionsmechanismen, Strategien und Kräfte, die in den Folgen, die sie hervorbringen, Widerstände mobilisieren, von denen sie letztendlich außer Kraft gesetzt werden. In der Erfassung dieser gesellschaftlichen Dynamik liegt die Stärke des Marxschen Ansatzes. Die Schwäche liegt allerdings darin, daß von *einem* maßgeblichen Strukturierungsprinzip ausgegangen wird und die Kategorie Geschlecht insofern nur im Sinne einer Ableitungslogik eingeführt werden kann.

Seit den 1980er Jahren übt die feministische Theorie intern Kritik an dieser Perspektivenverengung. In Anknüpfung an dekonstruktivistische Theorien wird das Geschlechterverhältnis seither als historisch spezifische Vergesellschaftungsform konzipiert. Geschlechtsspezifische Ungleichheiten werden als in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft angelegter Widerspruch begriffen. „Nicht nur das Geschlechterverhältnis (wird) durch das Kapitalverhältnis in ‘eine spezifische Gestalt’ gebracht“, stellt Kontos durchaus selbstkritisch in bezug auf ihre früheren Arbeiten fest, sondern umgekehrt sind auch Klassenverhältnisse „nur auf dem Hintergrund einer spezifischen Struktur des Geschlechterverhältnisses zu verstehen“ (Kontos 1997, 75). Mit der Industrialisierung und der Konstitution des Bürgertums setzt sich diesem Ansatz zufolge nicht nur die Logik der Warenproduktion und Kapitalverwertung der Arbeitskraft, sondern auch die Logik des bürgerlichen Patriarchalismus durch. Diese Logik, die kurz gesagt auf der Annahme basiert, daß „Männer“ und „Frauen“ kategorial verschiedene Wesen sind, kann an einen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstehenden Diskurs anknüpfen. In diesem Diskurs wird anhand der biologischen Beschaffenheit und geschlechtlichen Andersartigkeit von Frauen eine nicht mehr nur graduelle, sondern vielmehr qualitative Differenz zwischen den Geschlechtern begründet (vgl. Honegger 1991). Die Frauen werden als Mangelwesen entworfen. Maihofer zeigt, welche Konsequenzen dieses Geschlechterverhältnis für die bürgerliche Vorstellung von Gleichheit hat (vgl. Maihofer 1990). Mit der in den Menschen- und Bürgerrechten kodifizierten „Gleichheit aller Menschen“, der Verallgemeinerung von Rechten, wurden zwar die feudalen Standesprivilegien überwunden, aber den Frauen wurden diese Rechte verweigert. Und zwar geschah dies mit der Begründung, daß ihnen die Eigenschaften und Fähigkeiten fehlen, auf die sich diese Rechte gründen. Indem Frauen auf ihre „angeblich natürliche

Geschlechtlichkeit“ reduziert werden, können sie in moralischer und intellektueller Hinsicht als defizitär betrachtet werden.

„Die gesellschaftliche Diskriminierung der Frau war den Menschenrechten also nicht etwa äußerlich, sie war die Realität/Realisierung der Menschenrechte, und die Menschenrechte waren die Formulierung dieser Realität“ (Maihofer 1990, 353).

Das heißt, der Kampf um die Hegemonie der bürgerlichen Lebensweise und des Bürgertums war nicht nur einer zwischen Menschen verschiedener Klassen (Adel, Bürger, Proletarier), sondern auch einer zwischen den Geschlechtern. Gleich sind in der bürgerlichen Vorstellung von Gleichheit nur die Gleichen.

Was folgt aus diesen Annahmen für die Analyse gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse und Herrschaftsstrukturen? Die gesellschaftliche Konstruktion der Geschlechterdifferenz ist dieser Perspektive zufolge nicht in den unterschiedlichen anatomischen Körpern von Männern und Frauen begründet. Die Wahrnehmung der Körper als grundsätzlich verschieden ist selbst Ergebnis einer sozialen Konstruktion, die in den Zusammenhang von Vergesellschaftungsweisen zu stellen ist. Zu beschreiben sind insofern Prozesse, in denen Menschen als Frauen und Männer stets neu hervorgebracht und bestätigt werden. Das heißt aber auch, daß geschlechtsspezifische Ungleichheiten nicht einfach aus der kapitalistischen Produktionsweise abgeleitet werden können, sondern quer zur Arbeitsteilung und den klassenspezifischen Ungleichheiten analysiert werden müssen. Zu beschreiben ist, wie die beiden Kategorien Geschlecht und Klasse ineinander greifen. Wie ist das Leben als Frau mit dem Leben als Angehörige einer bestimmten Klasse vermittelt? Was bedeutet es, als Frau zu einer gesellschaftlichen Elite zu gehören? Und umgekehrt: Was bedeutet es für die Konstitution einer gesellschaftlichen Elite, daß ihr Frauen angehören?

Soziokulturelle Ressourcen

Ein zweiter Einwand gegen klassentheoretisch orientierte Sozialstrukturanalyse betrifft die Annahme, nur die über den Arbeitsmarkt vermittelten ökonomischen Ressourcen seien maßgeblich für die gesellschaftliche Ungleichheitsstruktur. In der heutigen Verfaßtheit westlicher Industriegesellschaften, so die im weiteren zu erläuternde These, sind kulturelle Ressourcen, die sich nicht unmittelbar aus dem Kapitalverhältnis ableiten lassen, für die Teilnahme oder den sozialen Ausschluß von Individuen maßgeblich von Bedeutung. Bestimmte gesellschaftliche Güter, vor allem Bildung und Ausbildung, sind für die soziale Positionierung nicht unerheblich. Auch wenn sich derzeit ein roll back der Bildungschancen abzeichnet

und hohe Abschlüsse abgewertet werden, lassen sich Ungleichheitspositionen der Individuen nicht hinreichend durch Klassenlagen und Einkommensunterschiede bestimmen.

Bourdieu ist wohl einer der prominentesten Wissenschaftler, der die distinktive und klassenbildende Funktion kultureller und sozialer Ressourcen herstellt und versucht, diese Annahme theoretisch zu begründen. Ich möchte diesen theoretischen Entwurf im folgenden skizzieren und im Anschluß aus einer Kritik heraus beschreiben, in welcher Weise ich an das Bourdieusche Konzept anknüpfe.

In den Aufsätzen und Arbeiten, in denen Bourdieu seine klassentheoretischen Annahmen ausführt (vgl. zum Beispiel Bourdieu 1979, 1991, 1992), bezieht er sich nicht explizit auf die Marxsche Klassentheorie. Die von ihm gewählte Begrifflichkeit (ökonomisches, kulturelles, soziales Kapital) legt allerdings nahe, daß er an den von Marx entwickelten Klassenbegriff anknüpft. Hierfür spricht auch das immer wieder betonte Primat des ökonomischen Kapitals. Kernstück seiner Theorie ist der Versuch, den Marxschen Kapitalbegriff zu erweitern.

„Es ist nur möglich, der Struktur und dem Funktionieren der gesellschaftlichen Welt gerecht zu werden, wenn man den Begriff des *Kapitals in allen seinen Erscheinungsformen* einführt, nicht nur in der aus der Wirtschaftstheorie bekannten Form. (...) Dieser wirtschaftswissenschaftliche Kapitalbegriff reduziert die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschverhältnisse auf den bloßen Warentausch, der objektiv wie subjektiv auf Profitmaximierung ausgerichtet und vom (ökonomischen) *Eigennutz* geleitet ist. (...) Mit der Begründung einer derartig engen Wirtschaftswissenschaft wurde zugleich das Entstehen einer *allgemeinen Wissenschaft von der Ökonomie der Praxis* verhindert, die den Warentausch lediglich als speziellen Fall unter mehreren möglichen Formen von sozialem Austausch behandelt“ (Bourdieu 1992, 50f.).

Nimmt man dieses Zitat wörtlich, so scheint sich Bourdieu ziemlich verfehlt auf den Marxschen Kapitalbegriff zu beziehen. Während das Kapital bei Marx eher auf dem Markt existiert, wo Arbeitskraft (als Ware) verkauft wird (vgl. Marx 1867), wendet Bourdieu den Kapitalbegriff auf den Markt an, auf dem Waren zirkulieren. Darüber hinaus ist die in diesem Zitat nur angedeutete, aber im Rahmen seiner Arbeit durchaus zentrale Nutzentheorie im Gegensatz zur Marxschen Werttheorie ahistorisch. Alle Menschen sind nach Bourdieu Nutzenmaximierer – egal welcher historischen Gesellschaftsformation sie angehören. Die Orientierung der Handlung am Nutzen hat in Bourdieus Konzept universelle Bedeutung: So wie die von ihm zu Beginn seiner Laufbahn untersuchten Kabylen mit ihren Heiratsstrategien einen bestimmten Nutzen verfolgen, sind auch die verschiedenen Praxen der Franzosen des 20. Jahrhunderts strategisch. Die Handlungen der Individuen sind von dem Motiv angetrieben, sozial aufzusteigen oder den Erhalt der Position im sozialen Raum zu sichern. Der stets andauernde Konkurrenz-